In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 105. Posen, den 8. Mai 1928. 2. Jahrg.

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibanjez.

(Einzig berechtigte Uebersetzung von Otto Albrecht van Bebber.

11. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

IV.

Zu seinen Triumphen als Matador hatte sich ein neuer gesellt, der Gallardos Eitelkeit besonders schmeichelte.

Wenn er mit dem Marquis von Moraima sprach, sah er ihn mit fast kindlicher Zärtlichkeit an. Dieser weißhaarige, wie ein einfacher Gutsbesitzer gekleidete Centaur war eine große Persönlichkeit, konnte seine Brust mit Kreuzen und breiten Ordensbändern schmücken und trug im Palaste des Königs auf dem einen Frackschoß einen goldenen Schlüssel. Seinen Vorfahren, die sich bei der Vertreibung der Mauren rühmlichst hervorgetan hatten, schenkte der Herrscher zum Dank ungeheure Ländereien. Das üppige Leben ihrer Nachkommen am Hofe der Monarchen verschlang einen großen Teil des enormen Besitzes, doch behielt der Marquis immer noch unübersehbare Weiden für die Zucht seiner Stiere. Und dieser große Herr, der auch in dem einfachen Zuschnitt seines Landlebens stets Grandseigneur blieb, war für Gallardo etwas wie ein naher Verwandter geworden.

Der Sohn des Flickschusters blähte sich vor Stolz, dieser edlen Familie jetzt anzugehören. Der Marquis von Moraima sein Onkel! Und wenn er auch nicht über diese illegitime Verwandtschaft sprechen durfte, so schmeichelte ihm der Gedanke, eine Frau durch Beziehungen zu beherrschen, denen alle Gesetze, alle Standesvorurteilte nichts anzuhaben schienen.

Gewohnt, Donja Sol von ihren Verwandten familiär sprechen zu hören, hielt er es für seine Pflicht, auch seinerseits diese vornehmen Senoritos vertraulich zu behandeln.

Seine Gepflogenheiten änderten sich. Er mied die Cafés, in denen er solange Stammgast gewesen war. Winkten ihm seine bisherigen Freunde — Kaufleute, Angestellte, kleine Besitzer — einzutreten, so antwortete er: „Ich komme gleich zurück," verschwand aber statt dessen hinter dem imposanten gotischen Portal eines aristokratischen Klubs, wo es den Sohn der Senora Angustias stets von neuem wohlig berührte, das Spalier stramm stehender Lakaien in Kniehosen und seidenen Strümpfen zu durchschreiten, um von einem würdevollen Diener mit silberner Halskette empfangen zu werden, der so tat, als wollte er dem Espada Stock und Hut abnehmen. In ihre Sessel vergraben, führten die Mitglieder Buch über die Duelle in ganz Spanien, denn alle diese Herren besaßen einen sehr kitzlichen point d'honneur und obligatorischen Mut. Vom Fechtboden klang das Klirren der Waffen, während in den Salons des rechten Flügels von nachmittags bis Sonnenaufgang gespielt wurde. Man duldete Gallardo, weil er als „dezenter" Torero galt, sich gut anzog, Geld ausgab und über vorzügliche Beziehungen verfügte.

Don José, der aus einer alten Familie Sevillas stammte, hatte ihn präsentiert, und der Matador schlug instinktiv den richtigen Weg ein, sich bei dieser glänzenden Gesellschaft, in der er Dutzende seiner neuen Verwandten traf, schnell beliebt zu machen. Er spielte viel und hoch, verstand aber auch, mit Anstand zu verlieren, was ihm die Achtung der Mitglieder einbrachte. Fast jede Nacht saß er in dem „Verbrechersaal", doch das Kartenglück war ihm selten hold.

„Vergangene Nacht hat Gallardo eins auf die Nase bekommen," hieß es am nächsten Tage. „Mindestens elftausend Pesetas."

Die neue Passion beherrscht ihn derart, daß er bisweilen sogar Donja Sol vergaß. Auch behagte ihm über alle Maßen diese durch Darlehen und die gemeinsame Erregung erzeugte Atmosphäre von Intimität. Einmal stürzte nachts der Kronleuchter auf den grünen Tisch und verursachte eine heillose Verwirrung in dem stockdunklen Salon. Da ertönte Gallardos Stimme:

„Ruhe, Senores! Jeder bleibt auf seinem Platz; die Partie geht weiter. Kerzen her!"

Und man spielte weiter, den Torero heimlich bewundernd, der noch mehr verstand als Stiere zu töten.

Die Verluste des Espada erregten Aufsehen. Doch als gutmeinende Freunde dem Bevollmächtigten gegenüber eine Warnung laut werden ließen wegen des unausbleiblichen Ruins, lächelte Don José verächtlich:

„In diesem Jahre haben wir mehr Corridas als irgendein anderer Matador in Spanien. Stiere und Geld, daß es beinahe zu viel wird. Lassen Sie ihn sich doch amüsieren. Dieses Gerede beruht auf purem Neid, weil er nicht wie die anderen mit Krethi und Plethi in den Tavernen hockt. Er ist eben der Torero der Aristokratie."

Bisweilen besuchte Gallardo auch das Kasino der „Fünfundvierzig", eine Art Senat für den Stierkampf, wo die würdigen Pairs, da keine Toreros zugelassen wurden, zwanglos ihre Doktrinen äußern konnten.

Frühjahr und Sommer saßen sie auf den Korbsesseln der offenen Halle, um die Telegramme über den Verlauf jeder Corrida zu erwarten. Das Urteil der Presse galt ihnen wenig, ganz abgesehen davon, daß sie die Nachrichten vor dem Erscheinen der Zeitungen haben wollten.

Diese Beschäftigung, eher schon ein Amt, machte sie stolz, hob die Fünfundvierzig über den Rest der Sterblichen empor. Sie allein erhielten exakte Berichte — ohne interessierte Uebertreibungen — über die Kämpfe des jeweiligen Tages auf den Plazas von Bilbao, Coruna, Barcelona oder Valencia, erfuhren einwandfrei, ob einem triumphierenden Matador das Ohr des Toros zuerkannt, ob und wie ein anderer ausgepfiffen war. Nur wenn es „Wachstuch" gab, ein Telegramm den schweren Unfall eines Toreros meldete, wurden die Herren Senatoren von einem Gefühl der Solidarität erfaßt und teilten einem vorüberkommenden Bekannten die aufregende Neuigkeit mit, die dann wie ein Lauffeuer durch Sevilla ging — unangezweifelt. Ein Telegramm der Fünfundvierzig!

Don José störte mit seinem aggressiven Enthusiasmus die würdevolle Ruhe des Kasinos.

„Haben Sie Nachrichten von Santander?" stürmte er in die Halle. „Hier, lesen Sie: Gallardo zwei Degen-

stiche, zwei Stiere, vom zweiten das Ohr. Wie ich sage, der erste Matador der Welt!"

Häufig besagten die Telegramme der Fünfundvierzig etwas anderes, aber da man wußte, daß ein kritischer Blick genügte, um Don José schärfsten Protest herauszufordern, verschob man die Diskussion auf später, wenn Don Pepe abwesend sein würde.

Ganz allmählich hatte er es zustande gebracht, Gallardo hier einzuführen. Ein unerhörtes Privileg! . . . Unter dem Vorwand, seinen Bevollmächtigten sprechen zu wollen, war der Espada wiederholt erschienen, bis man ihn schließlich zum Sitzen einlud und als Gast behandelte, obwohl manche der Herren zu den Anhängern irgendeines seiner Rivalen zählten.

Die Ausschmückungen des Kasinos zeigte, wie Don José sagte, Charakter. An den mit arabischen Fliesen verkleideten Wänden hingen bunte Plakate denkwürdiger Corridas; präparierte Köpfe berühmter Stiere; Galamäntel und Degen, Geschenke von Espada, die sich zur Ruhe gesetzt, „den Zopf abgeschnitten" hatten. Wenn anläßlich der großen Festtage Sevillas erlauchte Gäste aus ganz Spanien zusammenströmten und die Fünfundvierzig begrüßten, trug die Dienerschaft weiße Perücken und wie die Lakaien des königlichen Hauses rot und gelbe Livree.

Dekan war der Marquis von Moraima. Erschien er nachmittags, um von einem erhöhten Sitz aus der Runde zu präsidieren, so begann die Unterhaltung unweigerlich mit dem Wetter, ein für diese Großgrundbesitzer äußerst wichtiges Thema. Aufmerksam lauschte man den Ausführungen des Marquis, der auf seinen weiten Ritten über die einsame Ebene, dieses grüne Meer, aus dessen Wellen schläfrige Stiere Haien gleich auftauchten, eine Erfahrung wie kein anderer gesammelt hatte. Die Trockenheit, eine grausame Plage des andalusischen Flachlandes, gab Stoff zu den Diskussionen ganzer Nachmittage, und wenn nach bangen Wochen der Erwartung die ersten dicken Tropfen fielen, äußerte der Marquis:

„Die schönste Gottesgabe! . . . Jeder Tropfen ist fünf Duros wert."

Außer dem Wetter galt ihr Interesse nur noch den Stieren, über die sie liebevoll wie über nahe Verwandte sprachen. Von zehn Toritos wurden acht oder neun zur Fleischzucht bestimmt, denn nur einer, höchstens zwei zeigten bei den Proben mit der Garrocha den für die Arena erforderlichen Mut. Und welche Sorgfalt mußte man diesen dann angedeihen lassen!

„Eine Zucht von Kampfstieren," orakelte der Marquis, „darf nicht als Geschäft betrachtet werden. Es ist ein Luxus. Wenn man für einen Toro auch das Vier- oder Fünffache erhält wie für einen Schlachtochsen, was hat er aber auch für Kosten verursacht!"

Von dem anderen Vieh getrennt, wurde er Tag und Nacht behütet. Wasser und Weide mußten sorgsam ausgesucht, Wechsel der Temperatur für den Standort berücksichtigt werden. Jeder Toro kostete mehr, als der Unterhalt einer ganzen Familie, und erschien er endlich in der Arena, kam noch die Sorge hinzu, ob er den an seinem Halse wehenden Farben des Züchters auch Ehre machen würde.

Auf verschiedenen Plazas hatte der Marquis mit Unternehmern und Behörden schon arge Differenzen gehabt und gedroht, seine Toros zurückzuziehen, falls die Musikkapelle ihren Platz über dem Ausfalltor der Stiere behielte. Der Lärm der Instrumente mußte die edlen Tiere ja in Verwirrung bringen, bevor sie die Arena betraten.

„Sie sind genau so wie wir," sagte er mit Ueberzeugung, „es fehlt ihnen nur die Sprache . . . Was sage ich! Wie wir? Manche sind mehr wert als ein Mensch."

Und dann sprach er von Lobito, einem alten Leitstier, den er nicht für ganz Sevilla mit seiner Giralda hergäbe.

Kam der Marquis in die Nähe der Herde des Alten, so genügte der Ruf „Lobito", daß der Toro sofort zu ihm hintrabte, um das Maul an seinen Reitstiefeln zu reiben. Dabei war er ein mächtiges, von den anderen Stieren gefürchtetes Tier.

Der Reiter stieg ab und holte aus den Satteltaschen ein Stück Schokolade, das Lobito bereitwilligst entgegennahm. Einen Arm auf dem Nacken des Toros, wagte sich der Marquis in die durch die Gegenwart eines Menschen unruhig gewordene Herde, denn Lobito ging neben ihm wie ein Hund, deckte ihn mit seinem Körper und verschaffte sich mit seinem flammenden Auge Respekt bei seinen Gefährten. Wollte ein besonders Kecker seinen Herrn beschnüffeln, so stieß er auf Lobitos drohende Hörner; drängten sich mehrere zusammen und versperrten den Weg, so öffnete er mit ein paar Nickerchen eine Gasse.

Ein zärtliches Lächeln erschien auf dem bis auf den weißen Backenbart glattrasierten Gesicht des Marquis, wenn er von den hervorragenden Eigenschaften einiger aus seiner Zucht hervorgegangener Stiere erzählte.

„Der Toro! . . . Das edelste Tier der Schöpfung! Erinnern Sie sich noch an den armen Coronel?"

Dabei deutete er auf eine große, prächtig gerahmte Photographie, die ihn als jüngeren Mann darstellte, wie er mit einigen weißgekleideten Mädchen mitten in einer Wiese auf einem schwarzen Hügel saß, an dessen einem Ende sich zwei Hörner abhoben. Diese dunkle, ungefüge Bank war Coronel. Von allen wegen seiner Wildheit gefürchtet, zeigte er gegen seinen Herrn und dessen Kinder eine liebevolle Unterwürfigkeit, ähnlich den für Fremde so gefährlichen Riesendoggen, die sich von den Kindern des Hauses gutmütig am Schwanz und an den Ohren zerren lassen. Die ersten Male hatte er neugierig an den Kleidchen der kleinen, die Beine des Vaters umklammernden Mädchen geschnüffelt, bis diese allmählich ihre Angst verloren und ihm das Maul tätschelten. „Nieder, Coronel!" Und sofort legte sich der gewaltige Toro schnaubend und prustend als Bank für die Kinder auf den Boden.

Nach langem Schwanken verkaufte ihn der Marquis an die Plaza von Pamplona und fuhr selber hin, um der Corrida beizuwohnen. Heute noch strahlten seine Augen bei der Erinnerung an jenen Tag. Coronel stürmt bis zur Mitte der Arena, wo er, über die plötzliche Helligkeit und Lärm der Zuschauer verblüfft, stehen blieb. Aber kaum hatte ihn der erste Picador gestochen, so beherrschte er die ganze Arena mit seiner beispiellosen Bravour.

„Es gab für ihn weder Menschen, noch Pferde, noch sonst etwas. Im Nu lagen sämtliche Klepper im Sande, flogen die Picadores durch die Luft. Das Publikum raste und verlangte frische Pferde, während der Coronel in der einsam gewordenen Arena nach neuen Angreifern spähte. Niemals wieder sah ich einen solch edlen, solch tapferen Stier, der jede, auch die kleinste Herausforderung sofort annahm. Als das Signal zum Töten erklang, trug er vierzehn Lanzenstiche und alle sechs Banderillas, war aber noch ebenso mutig, als käme er gerade von der Weide."

Wenn der große Züchter bei diesem Punkte seiner Erzählung anlangte, hielt er jedesmal inne, um seiner Stimme, die ein wenig bebte, Festigkeit zu geben.

„Wie ich aus meiner Loge herauskam, weiß der Himmel. Plötzlich stand ich hinter der Umzäunung, dicht neben dem Espada, der seine Muleta sehr langsam ordnete, als wollte er den Moment, diesem gewaltigen Tier entgegenzutreten, nach Möglichkeit hinausschieben. „Coronel!" rief ich, den Oberkörper über den Palisaden, und schlug mit den Händen auf die Bretter.

Der Toro stutzte bei meinem Ruf, blieb aber stehen. „Coronel!" Da sah er einen Menschen auf den Schranken und stürmte los, zum Angriff. Doch kurz vor der Bretterwand hielt er inne, um dann ganz langsam näher zu kommen, mit blutüberströmtem Hals, dessen Wunden die blauen Muskeln sehen ließen. „Coronel! Mein Sohn!" . . . Sicher hatte er meine zärtlichen Worte verstanden. Er hob das Maul und schnüffelte an meinem

Gesicht. Warum brachtest du mich hierher? schienen seine Augen mich zu fragen. Und da — ich konnte nicht anders — küßte ich ihn auf die feuchte Nase.

„Nicht töten!" schrie jemand. Als hätten diese Worte den Gedanken des ganzen Publikums wiedergegeben, fegte eine Explosion über die Plaza. „Nicht töten!" und unzählige Taschentücher flatterten wie unruhige Taubenschwärme in der Luft. In jenem Moment verzichtete die Menge auf ihr eigenes Vergnügen, bewunderte nur den überlegenen Mut der Bestie und mußte eingestehen, daß unter so vielen mit Vernunft begabten Geschöpfen es keines mit dem armen Tiere an Adel der Gesinnung und Empfindung aufnehmen konnte.

„Ich nahm ihn mit," endete der Marquis. „Dem Unternehmer zahlte ich seine zweitausend Pesetas zurück, hätte ihm aber auch meine ganze Hacienda gegeben. Nach einem Monat Weide war auf Coronels Nacken nichts mehr zu sehen . . . Er sollte nicht alt werden, — die Guten haben kein Glück auf dieser Welt —, ein tückischer Stier, der ihn von vorn nicht anzublicken wagte, tötete ihn hinterlistig durch einen Stich."

Erregt wurden die Fünfundvierzig nur, wenn man auf die Feinde der Stierkämpfe zu sprechen kam, die im Namen des Tierschutzes spektakelten. Albernes Geschrei von Ausländern! Irrige Meinungen von Ignoranten, für die ein Mastochse dasselbe bedeutet wie ein Kampfstier. Ah, der spanische Toro ist ein wildes Tier, das mutigste von allen wilden Tieren der Welt. Und die Herren gedachten der vielen Kämpfe zwischen Stieren und Raubtieren, die fast stets mit dem Triumph der ersteren geendet hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Besuch des Neffen.

Von Ludwig Wolfermann.

Es war nicht unbemerkt geblieben, daß Herr Kornelius Lindström einen Besuch bekam.

Er hatte seinem kleinen Neffen Martin für das erste gut bestandene Examen in der Prima eine Woche Urlaub in der Hafenstadt versprochen; er hatte sein Versprechen eingehalten, und Martin in das stille, ein wenig einsame Junggesellenhaus aufgenommen.

Herr Kornelius Lindström, knapp über die Vierzig hinaus, ernst und gewissenhaft bis zum letzten Westenknopf, hatte zeitig seine Stelle in einer Reederei einer jüngeren Kraft überlassen, während er seine Lebenstage in dem kleinen, ruhigen Häuschen, das seine Mutter über alles geliebt hatte, und das mit blauen Fensterrahmen und weißen blinkenden Vorhängen freundlich in die Hafenstraße schauten, verbrachte.

Wie die Menschen nun freundlich waren, als sie Martin an der Hand des ernsten, ältlichen Herrn Kornelius Lindström sahen; wie sie ihm zulächelten und wie nett sie grüßten. Und Herr Lindström nickte freundlich zurück und schritt stolz weiter. Ach, dieser kleine Herr mit dem ersten wohlbestandenen Examen, an seiner Seite!

Bei Gruiters & Co. trat das Fräulein Jakobea aus der Ladentür, obwohl es jetzt zweifellos sehr viel Arbeit in der Kolonialwarenhandlung gab, aber das Fräulein Jakobea trat dennoch aus der Ladentür und rief ihm mit heller Stimme entgegen:

„Oh, Herr Lindström, welch ein prächtiger Junge!"

Es war dem Herrn Kornelius Lindström, als wäre alles anders geworden. Knallten nicht die Segel? Schlug nicht laut und gewaltig das Herz der Dampfer? Und rauschte nicht das Kielwasser schöner als ehedem? Und flüsterte es nicht in ihm, mit einer Stimme, die er sonst niemals vernommen hatte? Was konnte es bloß sein, das ihn so nachdenklich machte, das ihm solche niegekannte Gefühle gab?

Martin hingegen, es muß gesagt werden, freute sich maßlos auf die wundervollen Spaziergänge, auf den Besuch in den Werften, auf das bunte lebensstarke Bild des Hafens. Alle jene Abenteuer von Flibustiern und Seefahrern wurden wieder lebendig. Er schonte die Stille und Verträumtheit des Hauses nicht; er polterte über Stiegen und Gänge, sauste mit lautem Krach und einem empörend harten Schlußpunkt die hölzerne, sauber gebohnte Treppe hinab. Und nur des Sonntags, wenn Herr Kornelius Lindström mit einer kleinen unscheinbaren Blüte im Knopfloch geschmückt war, mußte er brav und gehorsam an der Hand durch die Straßen gehen, gemessen und wohlerzogen, wie es sich für einen Neffen des Herrn Kornelius Lindström geziemt.

Wirklich: Herr Kornelius Lindström hatte sich bisher nie einsam gefühlt. Es wäre ihm niemals eingefallen, über die Einsamkeit ein wenig nachzudenken. Aber nun — die Woche war sehr rasch um, und es kam der Tag, da er den Buben an die Bahn bringen mußte, — nun hatte er doch ein eigenartiges, unbekanntes Gefühl. Es kam ihm das große Alleinsein in das Bewußtsein, die leeren, einsamen Zimmer fühlte er plötzlich, und er fragte sich, ob er wohl mit allen Dingen des Lebens zufrieden war. Er fragte sich; aber er antwortete nicht; niemand antwortete ihm.

Es war sehr still an diesem letzten Abend.

Das Feuer der Holzklötze prasselte im offenen Kamine und warf eine schwankende rote Glut in das Zimmer.

Da nahm der hagere, einsame Herr Kornelius Lindström den blonden Buben an den Wangen und sagte — ohne Zweifel, er sagte es wirklich, aber es war ihm, als redete ein Gefühl in ihm —:

„Martin willst du bei mir bleiben? So lange du Lust hast?"

„Onkel!" rief Martin und die Freude sprang ihm von den Lippen, aber gleich darauf besann er sich, schüttelte den Kopf, lachte und meinte ganz ruhig geworden:

„Nee, Onkel Korneli, das geht doch wahrhaftig nicht!"

„So?" machte Onkel Korneli, ein wenig gedehnt, ohne das Martin die leise hörbare Enttäuschung empfand.

„Ja weißt du, meine Mutter, mein Vater, die Schule und meine Freunde! . . . Ach, wo denkst du denn hin. Onkel Korneli!"

„Natürlich, natürlich, die Eltern, die Schule, die Freunde!" sagte ganz leise Herr Kornelius Lindström und tastete nach der unscheinbaren Blume im Knopfloch.

Das Feuer lärmt auf und eine zuckende karminrote Flut sprang über die dunklen Tapeten. Es blitzte und funkelte in den Vasen, Fayancen und Vitrinen. Und von ganz ferne schwang sich der vorüberwehende Ruf einer Dampfersirene auf und verklang..

„Aber . . . Martin, wiederkommen wirst du wohl, wenn es dir gefallen hat bei mir? Sieh einmal, ich bin . . ."

Onkel Korneli sprach nicht weiter; er setzte plötzlich ab. Mein Gott, er konnte doch nicht ehrlich und ganz laut erzählen, daß er sich sehnte, aus dieser Einsamkeit herauszukommen.

„Wie gut du bist!" hörte er die Stimme des Knaben. Und er fühlte Martins Knabenhände; sie fuhren langsam und schmeichelnd über das grauwerdende Haar des Onkels Korneli. Und Onkel Korneli wurde es sehr seltsam zumute.

Es war wieder sehr still; so schwermütig war diese Stille und dieses immerwährende Kommen des Schweigens. Die hohe Standuhr in ihrem schwarz gewordenen Gehäuse sang mit silberner Hämmermusik, wie eine Spieldose singt, zart, fein und ferne, ein Lied. Martin summte es mit.

Plötzlich aber klopfte er mit einem regelrechten Gefühl der Männlichkeit dem Onkel Kornelius auf die Schulter und fragte:

„Sag mal, Onkel Korneli . . . warum hast du denn keine Frau?"

Da wandte der also mutig und ohne Umschweif und offen angesprochene Herr Kornelius Lindström sein ernstes hageres Gesicht, in dem es verstohlen zuckte, dem Kamine zu, und schweigend, wortlos sah er in das langsam und beständig zusammenfallende Feuer.

*

Martin war fort.

Herr Kornelius Lindström war wieder allein und einsam. Mehr als das: er fühlte nun seine Einsamkeit, über die ihn keine Blume des Sonntags im Knopfloch hinwegtäuschen konnte.

Still und voll von nie gekannten Vorwürfen gegen sein Schicksal wanderte er dem Hafen zu, nachhause. Gelbe Lichter blühten ringsum, das Wasser in den Kanälen war dunkel. Ein Schiff fuhr aus. Herr Kornelius Lindström sah ihm nach. War nicht auch so sein Leben? Konnte er daran nicht ein Gleichnis finden?

Eine ungewisse, seltsame Müdigkeit hatte ihn überfallen. Eine erkennende Scheu vor seinem stillwerdenden Leben, seinen einsamen Zimmern. Und er dachte das erste Mal daran, wie er lebte und die Jugend . . . Das war es! Diese vorlorene Jugend! Wie er das Alter im Dunkel warten fühlt! Er fühlte einen leichten Regen über seinen Körper gleiten. Er blieb einen Augenblick lang stehen.

Da rief ihn jemand an.

Die Stimme kam aus dem Dunkel. Und es war das Fräulein Jakobea, das bei Gruiters & Co. aus dem Laden trat und ihm entgegenkam.

„Guten Abend, Herr Lindström! Wie? Ist Ihr Junge schon wieder fort? Ach, nun werden Sie wieder ganz allein sein!"

Er schwieg. Aus dem Laden kam ein Glockenschlag.

„Warum Herr Lindström, sind Sie immer so allein? Warum wollen Sie immer einsam sein?"

Er schwieg noch immer. Plötzlich wollte er sich abwenden und in die Nacht davongehen. Aber er blieb, und sah dem Fräulein Jakobea in das Gesicht.

Und sie fragte ganz leise:

„Warum, Kornelius?"

Da freute er sich jäh. Er freute sich wie ein Kind. Er riß ihre Hand an sich, in Hoffnung und tiefer Freude bebte seine Stimme, in dem einem Wort: „Jakobea!"

Dann eilte er rasch, wie vor Jahren, jung und fest, und wieder jung geworden und berauscht davon, in die Nebelschleier hinein. Und über ihn fielen langsam die Falten der Nacht.

Ein blasser, wie aus Wachs geschnittener Neumond ließ durch das graue Nebelglas eine milde, feine Welle silbernen Lichtes über die Dächer und den Hafen fließen.

Das seltsamste Restaurant der Welt.

Jede Weltstadt besitzt ihre Besonderheiten an Restaurants, von denen sich viel erzählen ließe. Aber das merkwürdigste aller Restaurants dürfte sich unstreitig in der Stadt New Orleans in den Vereinigten Staaten befinden. Es ist nämlich nur für das männliche Geschlecht bestimmt. Außerdem werden an jedem Tage nur fünfzig Mittagsgäste beköstigt. Fünfzig Teilnehmerkarten für das Mittagessen werden täglich an die Zuerstkommenden verkauft, sind diese fünfzig Karten vergeben, so kann keine Beziehung der Welt jemanden noch den Zutritt zu diesem in seiner Art exklusivsten aller Restaurants verschaffen.

Die glücklichen, die zu den auserwählten Fünfzig gehören, nehmen in einem einfachen Wartezimmer im ersten Stock des alten Hauses Platz. Um sechs Uhr ertönt ein Signal, die Türen des Speisesaals öffnen sich, und die fünfzig Gäste stürzen noch eine Treppe hinauf zu dem äußerst einfachen Lokal, in dem lange Tafeln gedeckt sind. Blumen gibt es nicht auf den Tischen, ebensowenig irgendwelche Zierate. Hier herrscht spartanische Einfachheit. Doch es geht noch weiter. Ehe man sich zu Tisch setzt muß man nicht nur Rock und Weste, sondern auch Kragen und Schlips ablegen. Sollte einer der Gäste gegen diese Etikette verstoßen, so macht der Kellner ihn höflich auf die Unterlassungssünde aufmerksam. Denn hier soll kein hinderlicher Kragen im Wege sein, man soll sich vielmehr völlig dem Genuß des vorzüglichen Essens hingeben. Die meisten der Gäste schnallen auch den Hosengurt weiter und knöpfen die Hosenträger ab.

Der Preis für dieses Mittagessen, den man gleich bei Ueberlassung der Teilnehmerkarte entrichtet, beträgt 8 Mark; Nebenausgaben erwachsen nicht. Speisekarten gibt es nicht, sondern man ißt, was einem vorgesetzt wird, ohne zu fragen, also völlig wie in der Familie.

Das erste Gericht wechselt ab, besteht aber meist aus großen Austern, die in der Schale gebacken, mit Speckstreifen garniert und mit einer fabelhaft wohlschmeckender Sauce angerichtet sind. Manchmal gibt es aber auch als Eingangsgericht eine Krebssuppe mit Weißwein gekocht. Als größte Delikatesse gilt Riesenschildkröte, die in der Schale gekocht und angerichtet ist. Bestimmt abgemessene Portionen gibt es nicht. Hat der Gast seinen Teller geleert, so wird er von neuem gefüllt, bis der Gast Widerspruch erhebt. Das zweite Gericht besteht fast immer aus gebratenen Hühnchen, die in mächtigen Bergen herumgereicht und dann auf die Tafel gestellt werden. Bei diesem Gericht benutzen die Gäste die Finger weit mehr als das Besteck. Daher sind die großen Handtücher, die zu Beginn des Essens statt der Servietten verteilt werden, gut zu brauchen.

Vorspeise und Kücken sind jedoch nur die Einleitung. Nun beginnt erst das eigentliche Mahl. Da werden saftige Beefsteaks, auf dem Rost gebraten, aufgetragen, und es nützt keinem Gast, etwa zu erklären, daß er schon gesättigt sei. Will man sich als Gast in diesem Restaurant nicht blamieren, so muß man schon etliche Stücke von dem in Streifen geschnittenen saftigen Rindsfilet in den Mund schieben, und das Fleisch ist so zart, daß es auf der Zunge zergeht.

Den Beschluß bildet eine Tasse Kaffee, der nach kreolischer Art hergestellt wird, indem die Bohnen gedämpft und nicht gebrannt werden.

Allgemein ist die Ansicht, daß für dieses ausgiebige Mittagessen der Preis sehr niedrig ist, und daß der Besitzer des Restaurants kein gutes Geschäft dabei machen könne. Er tut es aber doch, denn seine Betriebsunkosten sind gering: er braucht keine Blumen, keinen Tischschmuck, keine Teppiche, keine prunkende Beleuchtung, bei ihm gibt es nur das untadelige Essen, sonst nichts; und da er immer seine feste Anzahl Gäste hat, die das essen, was sie vorgesetzt bekommen, so braucht er nicht vergeblich Speisen vorzubereiten, die eventuell nicht gegessen werden. Sein Geschäft bringt kein Risiko, daher ist der Ueberschuß über die Unkosten wirklicher Reingewinn.

Geschichten von großen Tieren.

Nacherzählt von **Paul Mayer.**

Während eines Gastmahls brach Caligula plötzlich in ein schallendes Gelächter aus. Die beiden Konsuln, die neben ihm saßen, baten ihn kriecherisch nach dem Grund seines Gelächters. „Mir fällt ein," erwiderte Caligula, „daß ein Wink von mir genügt, um euch erwürgen zu lassen."

*

Eine Stunde, nachdem der Minister Argenson gestürzt worden war, schrieb er an den Postminister Jeannelle: „Lieber Jeannelle, falls Sie sich meiner noch erinnern sollten, bitte ich Sie . . ."

*

Ein Großherzog von Toscana beklagte sich beim Gesandten der Republik Venedig darüber, daß man ihm einen Venetianer zugeschickt hätte, der sich bei Hofe sehr schlecht benommen habe. „Darüber dürfen sich Hoheit nicht wundern," sagte der Gesandte, „denn wir haben sehr viele Narren in Venedig."

„Daran mangelt es bei uns auch nicht," erwiderte der Großherzog, „aber wir schicken sie nicht ins Ausland, um politische Geschäfte zu betreiben."

*

Der Kardinal Fesch, der Onkel Napoleons I., lebte zurückgezogen von der Welt in Paris. Er hielt sich für verpflichtet, drei- bis viermal im Jahre Galadiners zu veranstalten. Zu diesem Zwecke suchte er sich seine Tischgenossen aus dem Beamtenverzeichnis aus. Einmal hatte er vierzig Gäste eingeladen und 39 waren bereits erschienen. Es wurde später und später, aber man setzte sich nicht zu Tisch. Der Kardinal wurde unruhig und vor Hunger bekamen die Gäste lange Gesichter. „Erwarten Sie noch jemand, Eminenz?" wagte einer der Gäste zu fragen.

„Ja, ich erwarte noch einen Senator."

Eine halbe Stunde später fragt der Gast: „Eminenz, ist der Senator vielleicht krank?"

„Nein, dann hätte er mir doch Nachricht zukommen lassen."

„Verzeihen Sie, Eminenz, aber wer ist denn der Senator?"

„Es ist der Graf Laville-Leroux."

„Aber, Eminenz, der ist doch schon seit einem Jahre tot!"

„Nun, dann können wir ja anfangen."

Aus aller Welt.

Frantisek Langers Komödie „Ein Kamel geht durch ein Nadelöhr" ist neuerdings von einer Reihe von Provinzbühnen zur Aufführung erworben worden. In Berlin hat das amüsante Stück kürzlich mit großem Erfolg mit Bertl Halanovics in der weiblichen Hauptrolle die fünfzigste Aufführung erlebt.

Es werden zu viel Zähne gezogen. Das Organ der medizinischen amerikanischen Gesellschaft wendet sich gegen die Gepflogenheit, ohne nähere Prüfung Zähne zu ziehen, und fordert, daß eine Extraktion erst erfolgen dürfe, wenn eine Röntgenaufnahme des Zahnes und seiner Umgebung erfolgt sei. Die Zahnerkrankung sei sehr häufig eine Folge einer Infektion, die auch durch andere Behandlung geheilt werden könnte.

Der achte Selbstmordversuch. In Wien wurde dieser Tage die 25jährige Leopoldine Brausmüller bewußtlos in einer Vorstadtstraße aufgefunden und in ein Krankenhaus gebracht. Sie hatte Lysol getrunken, da sie, wie aus einem vorgefundenen Abschiedsbrief hervorging, aus Furcht vor beginnendem Wahnsinn den Tod suchte. Man stellte fest, daß dies bereits der achte Selbstmordversuch war, den die Lebensmüde unternommen hatte.

140 000 Mark für einen berühmten Namen in der Musikwelt. Ein außergewöhnliches — und doch typisch englisches — Glück hatte der englische Komponist Sir Edward Elgar. Wie bekannt, ist er einer der wenigen bedeutenden englischen Komponisten unserer Zeit. Und eben dies hat ihm vor einigen Tagen 140 000 Mark eingebracht. Er erhielt ein Legat in Höhe dieses Betrages aus dem Nachlaß von L. F. H. Schuster, weil er sein Land bewahrt habe vor dem Hinweise, daß England keinen Komponisten aufweisen könne, der einigermaßen dieselbe Bedeutung habe wie die großen ausländischen Komponisten.

Ein gefährlicher Beruf. Der Verband der Taxameterchauffeure in Paris hat dem Ministerium ein Gesuch eingereicht, seinen Mitgliedern die Erlaubnis zum Waffentragen zu gewähren, da die Taxameterchauffeure in dieser verbrecherischen Stadt sehr großen Gefahren ausgesetzt sind. Die Pariser Kriminalistik weist nach, daß es ein gefährlicher Beruf ist, in Paris Taxameterchauffeur zu sein. Der Taxameterchauffeur muß alle Leute befördern, die befördert zu werden wünschen, und in jede gewünschte Gegend; und nicht wenig Raubmorde der letzten Jahre sind an solchen Chauffeuren begangen worden, die ihre Mörder zuerst in eine einsame Gegend hatten fahren müssen. Es ist daher anzunehmen, daß die Bewaffnung der Pariser Taxameterchauffeure erlaubt werden wird.

Fröhliche Ecke.

Mexikanische Episode. Irgendwo in einer wilden, einsamen Gebirgsgegend Mexikos war mal wieder ein friedfertiger Tourist von Räubern überfallen, an einen Baum gebunden und geknebelt worden. Alles haben sie ihm genommen, nur nicht die Uhr.

Ein Wanderer kam vorüber, nahm dem Gebundenen den Knebel aus dem Mund und fragte, was passiert sei.

„Ich bin schrecklich behandelt und beraubt worden. Nur meine Uhr habe ich noch!"

„Können Sie sich nicht aus den Fesseln befreien?", meinte der Wanderer.

„Nein, das habe ich schon vergeblich versucht."

„Dann darf ich Sie wohl etwas erleichtern," meinte der Spaziergänger. Sprach's, nahm die Uhr und ging.

Sächsisches Zwiegespräch. „Gänn Se mich denn?" — „Ich weeß nich, ob ich Sie gänne, aber Sie machten äben ä Gesicht, als ob Se mich gännten, da hab 'ch m'r gedacht: Dän mußt du doch gännen. Un nu mänen Sie, Se gännen mich nicht!" — „Nä, ich hab geklobt, Sie gännen mich!" — „Nu heern Se, wie ham Se d'n da glob'n gännen?" — „Mei Kutester, Sie hab' mich angeguckt und freindlich gelacht! Da hab 'ch mir gedacht, der weeß genau, daß d'n gännst. Und nu gänn Sie mich werklich nich?" — „Nee, ich gänn Se wirklich nich. Ich guck' Se immer een freundlich an, er gönnt mich doch gännen?" — „Da ham m'r uns äben alle beede gedeischt!" — „Aber wie is d'n das, mei Kutester: Nu gänn wir uns doch!" — „Nu freilich, sähn Se, ich hab's ja gleich gewußt, daß de wir uns gännen!" — „Weeß Gnäppchen, das ist dir aber eene Freide!" („Fliegende Blätter")

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.